

# Aus dem Traum ins tätige Leben

Unentschieden zwischen Schwester und Ehefrau: Philipp Theisohts verdienstvolle Biographie zum 200. Geburtstag des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer

Über diesen am 11. Oktober vor zweihundert Jahren geborenen Schriftsteller eine Biographie zu schreiben bedeutet, einen versunkenen Kontinent zu heben. Conrad Ferdinand Meyer (1825 bis 1898) gehört mit Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf zu den wichtigsten Dichtern des Realismus in der Schweiz. Während aber Keller mit seiner geistreich-ironischen Entlarvung menschlicher Abgründe und Gotthelf mit seiner wuchtigen Gesellschaftskritik heute noch im aktiven Leserbewusstsein präsent sind, ist die Dichtung des unter spitzfindig konstruierten historischen Masken agierenden Zürcher Patrizier und Regierungsratssohnes C. F. Meyer doch etwas im rituellen Anerkennungsgestus der literarischen Öffentlichkeit erstarrt. Zwar wurde in den letzten Jahren nicht nur das Werk durch historisch-kritische sowie Leseausgaben neu zugänglich gemacht. Auch die verschiedenen Editionen von Verlagskorrespondenzen und Briefwechseln legen wertvolle Spuren in den beinahe unüberblickbaren Fundus des Nachlasses. Wenn jetzt der Zürcher Germanist Philipp Theisoht mit dem 550 Seiten starken Wälzer „Conrad Ferdinand Meyer – Schatten eines Jahrhunderts“ eine Biographie vorlegt, ist das sowohl Pionier- als auch Sisyphusarbeit: Pionierarbeit, weil er sowohl das Werk, die Sekundärliteratur als auch das in der Zürcher Zentralbibliothek liegende Archiv minutiös durchforstete, sich aber auch andere Materialien wie etwa die bereits edierten Korrespondenzen vornahm. Sisyphusarbeit, weil es schier unmöglich scheint, die kohärenten Umriss einer zerrissenen Dichterexistenz unter der historischen Firnis freizulegen.

Theisoht ist ein Porträt des Zürcher Staatsdichters gelungen – aber ohne geduldige Lektüre-Anstrengung ist es weder für den Germanisten noch für den durchschnittlichen Leser zu haben. Das hängt auch mit dem Konzept der Biographie zusammen. Theisoht will erstens das Leben von C. F. Meyer auf der Basis der Fakten nacherzählen und springt dabei nicht selten in der Chronologie vor- und zurück. Zweitens wartet er mit einer überbordenden Fülle von Rechercheфрагментstücken sowie mit Leseerträgen aus dem Primärwerk auf. Drittens versucht er die Geisterwelt dieses Giganten der Schweizer Literatur durch Interpretationen zur Sprache zu bringen – dies oft alles zusammen und übergangslos. Was dabei in der Fülle des Materials etwas untergeht: Es fehlen Passagen, die schwerpunktmäßig eine Synthese der vielen Details bieten, die Informationen bündeln und damit zur Leserführung beitragen würden.

Ein kluger Schachzug Theisohts ist es aber, dass er die Folie der Zürcher Lokalpolitik und ihrer kriegerischen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert wie auch die Schweizer Politik von allem Anfang an auffächert. Damit macht er den historischen Kontext sichtbar, in dem sich Meyers Schreiben bewegt: das Ende der Helvetik, der Abzug der französischen Besatzung, der krisenhaft züngelnde Zürcher Stadt-Landkonflikt sowie die Bruchlinien der helvetischen Republik. Spuren der Geschichte finden sich in vielen der wichtigen Werke, sowohl in der Lyrik als auch im Erzählwerk.

Mit wilder Akrabie leuchtet der Zürcher Germanist den Generalkonflikt dieser Vita aus: die dysfunktionale familiäre Dyna-



Aus privater Unruhe erwächst ein großes Werk: Conrad Ferdinand Meyer, geboren am 11. Oktober 1825

Foto Wikipedia/EinDao

na Luise (Louise) Ziegler, der erst in späten Jahren geheirateten Tochter des Zürcher Stadtpräsidenten und Patriziers Paul Carl Eduard Ziegler.

So nobel Meyers Abkunft, so stark seine Verankerung in den „besseren Kreisen“ der Zürcher Gesellschaft mit ihren diffizilen, machtbewussten, oft selbstgerechten, nicht selten engstirnigen Distinktions-Codes, so sehr leidet Meyer unter seinem Erbe. Der frühe Tod des Vaters bedeutet für die Mutter „den Todesstoss“. Betsy Meyer, geborene Ulrich, wird als ungewöhnlich geistreiche Frau beschrieben, von schnellem, klarem Verstand, tief religiös, eine hochgebildete Text- und Lesemaschine, die an Depressionen erkrankt und sich am Ende in die Fluten stürzt. Verbal virtuos, kündigt sie selbst den eigenen Selbstmord dem Sohn brieflich reich illustrierend an: „Ich schaudere vor mir selbst – Ach, Allerbarmherzigster, erbarm dich meiner auch an dem dunkeln Orte, wohin ich mich jetzt stürze.“ Ihre überspannte, im Zwinglianischen Zürich wurzelnde Bigotterie, die nach Askese, Düsterteit, Selbstbeziehung, Geboten und Verboten geradezu dürstet, dient ihr als unterweisendes Erziehungsinstrument bis zuletzt. Jahrelang hatte sie den störrischen Sohn in seinem „Hochmut“ zu zähmen versucht. Er sollte laut beten und sich unterwerfen – eine Konstellation, die ihn zu Widerstand, in die Depression und früh in die Nervenheilanstalt treibt.

Nachdem die Mutter tot ist, spielt die Schwester Betsy ihre Karte aus. Der Tod der Mutter beschert ihr und dem Bruder

ten Zeitgenossen Gottfried Keller einträgt. Jetzt brechen Meyer und Betsy zu Reisen nach Paris und Italien auf, Verona, Bologna, Padua, Rom und Venedig.

In immer neuen Volten holt Philipp Theisoht das von der Zürcher Gesellschaft flüsternd beargwöhnte enge Zusammenleben der Geschwister, ihre Wohn- und Arbeitsgemeinschaft, in den Blick. Sie sucht und richtet Wohnungen ein, in Küsnacht und Meilen. Der Bruder dichtet, die Schwester überwacht, bringt zu Papier, korrespondiert mit Freunden und Verlegern, motiviert ihn. Sie ist es, die ihn drängt, aus dem „Traume“ herauszukommen und ins „tätige Leben“ zu wechseln. Sonst werde er eines Tages erwachen, wenn es zu spät sei. Sie ist es, die begreift, dass sie die versteinerte „Geschwisterskulptur“ aufbrechen und dem Bruder eine Frau zuführen müsse. Sie ist es, die mit dem nicht mehr ganz jungen, aber reichen Fräulein Ziegler und dem Bruder 1875 einen gemeinsamen Ausflug auf die Halbinsel Au anregt, bei deren Rückkehr die beiden verlobt sind. Und leider ist es auch sie, die später Opfer der eifersüchtigen Intrigen der Schwägerin wird, welche die engen Bande der Geschwister hintertreibt.

Literarisch wurde C. F. Meyer endlich erfolgreich. Theisoht gelingt ein plastisches Bild des schwierigen Prozesses, der Erfolge, der Niederlagen. Immer wieder vergegenwärtigt er die ambivalente Statur des menschen-scheuen Dichters, der nur im Schreiben zu sich selbst findet. Die großen Werke schleudert dieser nach der Heirat Schlag auf Schlag heraus. 1876 er-

werk der politischen Dichtung, 1878 folgte die Verwechslungskomödie „Der Schuss von der Kanzel“, gefolgt von Novellen: „Der Heilige“ (1880), „Gustav Adolfs Page“ (1882) und, als literarischer Höhepunkt bis heute, „Die Richterin“ (1885). Hier sind die historischen Versatzstücke nur noch Verdunkelungsstrategie in eigener Sache, die verbotene Liebe zwischen Wulfrin und Palma aber skandalisierender Mittelpunkt; ein radikales, obsessives Stück Literatur, das Sigmund Freud in der Traumdeutung (1898) als poetische Abwehr der Inzestphantasie mit der eigenen Schwester interpretierte. Es war, so Theisoht, das einzige Werk, das Meyer bis zur Publikation geheim hielt, auch gegenüber der Schwester.

Im Winter 1887/1888 meldet sich das Unheil zurück. Meyer wird krank, eine beginnende Verstörung überschattet die Pläne zu seiner letzten Novelle „Angela Borgia“ (1891). Im Juni 1890 sieht man Betsy Meyer wieder im Kilchberger Haus des Bruders. Die alte Produktionsgemeinschaft wird aufgenommen. Zwei Jahre später wird C. F. Meyer in die psychiatrische Klinik Königsfelden eingewiesen. Seine letzten Jahre verbringt er zwischen Traum, Dämmern und Realität in seinem Haus in Kilchberg, gepflegt von seiner Frau. Am 28. November 1898 erliegt er auf dem Sofa seines Arbeitszimmers einem Herzinfarkt.

PIA REINACHER



Philipp Theisoht: „Conrad Ferdinand Meyer“. Schatten eines Jahrhunderts.